

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer. Aus der Ortenau. 1933-1945 1943**

182 (4.7.1943) Sonntag-Ausgabe

Verlag: Führer-Verlag GmbH, Karlsruhe  
Verlagsdruckerei: Sammler-Verlag, Karlsruhe  
Verlag: Führer-Verlag GmbH, Karlsruhe  
Verlagsdruckerei: Sammler-Verlag, Karlsruhe

# Der Führer

## DAS HAUPTORGAN DER NSDAP GAU BADEN DER BADISCHE STAATSANZEIGER

**Ausgabe: Aus der Ortenau**  
Gesamtauflage 170.000. Der Führer erscheint wöchentlich 1 mal als Wochenzeitung und zwar in fünf Ausgaben: Hauptausgabe, Sonderausgabe, Karlsruher Ausgabe, Ortenauer Ausgabe, Karlsruher Ausgabe. Die Karlsruher Ausgabe ist die größte und wichtigste. Sie enthält alle Nachrichten, die für die Karlsruher Bevölkerung von Interesse sind. Die Ortenauer Ausgabe ist ebenfalls sehr wichtig, da sie die Nachrichten aus der Ortenau enthält. Die Sonderausgabe ist eine Ergänzung der Hauptausgabe und enthält Nachrichten, die für die Bevölkerung der Ortenau von Interesse sind. Die Karlsruher Ausgabe ist die größte und wichtigste. Sie enthält alle Nachrichten, die für die Karlsruher Bevölkerung von Interesse sind.

Einzelpreis: Sonntag-Ausgabe 15 Rpf. Karlsruhe, Sonntag, den 4. Juli 1943 17. Jahrgang / Folge 182

# Geheimdokumente aus europäischen Archiven Roosevelts „Politik der bösen Nachbarschaft“ entlarvt

## Neue Beweise für die Verantwortung des USA-Präsidenten am Krieg - Krankhafter Haß gegen Deutschland - Kriegsbegehr lange vor Kriegsausbruch

Die Archivkommission des Auswärtigen Amtes hat unter dem Gesamttitel „Die Entstehung des Krieges von 1939“ 33 diplomatische Berichte und Aufzeichnungen aus dem in deutsche Hände gefallenen Dokumentenmaterial französischer, polnischer, belgischer und anderer Herkunft herausgegeben. Der erste Band dieser Dokumentenserie „Roosevelts Weg in den Krieg“ zeigt an Hand einleitender und unwiderlegbarer Berichte, wie der USA-Präsident systematisch den neuen Weltkrieg vorbereitete und das USA-Volk Schritt für Schritt in diesen Krieg hineingeführt hat.

„Streng geheim“ steht auf dem Pariser Brief, den der polnische Außenminister Ende Februar 1939 in der Hand hält. Gefährliche Entscheidungen müssen getroffen werden. Polen soll sich verpflichten, zu gegebener Zeit den Schicksal von England entgegenzunehmen. Wird England hart genug sein? Ist Chamberlain nicht schon etwas schwachmütig? Dieser Brief von polnischen Vorkämpfern aus Paris wird manche Zweifel beseitigen. In den letzten Tagen hatte Votchkoff Zufallswiesigkeit fast täglich in der USA-Votchkoff in Paris anfragen lassen, ob Votchkoff Bullitt schon aus Washington zurück sei. Und als schließlich der Amerikaner wieder in der französischen Hauptstadt eintraf, hatte der Pole alsbald zwei lange Unterhaltungen gefordert. Kann er seinem Außenminister raten, legt nach London zu fahren und den Krieg gegen Deutschland an unterzeichnen? Ist England zuverlässig? Dürft England nicht Frankreich nicht zu verlassen, aber Polen braucht, wenn es kämpfen soll, die „zweite Front“ gegen Deutschland.

**Geheime Druckmittel gegen England**  
Der polnische Außenminister trat am, glücklich, die Affäre sehen auf. Roosevelt wird England zwischen, bis alle Chamberlains sich vor Kriegsbuch nicht länger zu halten müssen. Votchkoff Bullitt hat Herrn Zufallswiesigkeit verschwiegen können: Die Vereinigten Staaten verweigern England gegenüber über verschiedene ungeheurer bedeutsame Zwangsmittel. Allein die Drohung über Anwendung dürfte genügen, England von einer Kompromisspolitik zurückzuführen.“ So ist es in dem Brief des polnischen Votchkoffers in Paris an den Außenminister in Warschau zu lesen, veröffentlicht als Dokument Nr. 18 in der neuen Schriftenreihe, die von der Archivkommission des Auswärtigen Amtes soeben mit dem Band 1 „Roosevelts Weg in den Krieg“ erscheint wird. Votchkoff Bullitt hatte Herrn Zufallswiesigkeit nicht vertragen, wie sich England darauf in die Hand Roosevelts begeben hat, — gut genug, daß es so ist, denn die Erklärung des amerikanischen Botschafters für Europa bedeutet den Freispruch für die Polen, auch für die französische Kriegspartei, dank Roosevelt.

**Witauersfälle gegen Deutschland**  
Je mehr diplomatische Akten im Verlauf des Krieges an das Licht der Öffentlichkeit gelangen, desto deutlicher hebt sich die Rolle ab, die Roosevelt in dem Vorkriegs- und im Beginn des zweiten Weltkrieges spielte. Roosevelt hatte Deutschland, wie nur ein Mensch ein fremdes Land haben kann. Die tiefsten Quellen dieser mehr pathologischen Abneigung sind einmündigen nicht offengelegt, inoffiziellen müssen alle Diplomaten, die Gelegenheiten hatten, den amerikanischen Präsidenten genauer zu beobachten, von hemmungslossten Witauersfällen gegen Deutschland zu berichten. Wie viele dokumentarische Beweise finden sich damit zumal der Präsident nicht mehr zaghaft in seinen diplomatischen Mitteln war. Einmündigen und anstößigsten Prellerei konnte man häufig erleben. Ein Beispiel nur: Als Frankreich den Waffentransport durch Indochina nach Flandern verboten, lange vor dem europäischen Krieg, ließ sich Roosevelt den französischen Geschäftsträger kommen und erklärte ihm kategorisch sein Mißfallen, da diese Maßnahme Japan begünstige... aber er wolle sich nicht einmischen. Gleich darauf ließ er durch seinen Unterstaatssekretär Sumner Welles den französischen Geschäftsträger instruieren, er solle sich nicht an seinen Ministerpräsidenten wenden und ihm nachsehen, das Verbot anzuhängen. Für Roosevelt waren die diplomatischen Vertreter der europäischen Westmächte nur Puppen, unartige Kinder, die man löst oder sanft und nach Weisungen für den Krieg arbeiten läßt.

**Endziel: Der Umsturz**  
Im Kongreß wurden damals noch die isolationistischen Reden gehalten, aber im Frühlingskammer im Weißen Haus richtete sich der Präsident bereits seiner Kriegsanstrengungen.

ten: Vor sechs Monaten wäre es uns niemals möglich gewesen, so viel Kriegsmaterial zu liefern, wie wir jetzt an Frankreich und England liefern.“ Sechs Monate vor der englischen Kriegserklärung gegen Deutschland ist dies gesagt und einbringlich befiehlt Hull dem Fürsten Vigne, dem belgischen Sonderbotschafter in USA: „Sagen Sie Ihrer Regierung, was wir leisten.“ Die Absicht wird deutlich, aber sie hat in Brüssel keineswegs verankert; man hat nichts dagegen, daß Roosevelt die Kriegspartei hart machen will. Nur ab und zu überfällt in dem geheimen Raum der Kriegshäuser den einen oder den anderen Akteur die schreckliche Erkenntnis, daß nicht

## Im Juni 614 Feindflugzeuge im Westen abgeschossen

### 408 viermotorige Bomber unter den vernichteten Flugzeugen — Am Freitag 30 Abschüsse über dem Mittelmeerraum

\* Aus dem Führerhauptquartier, 3. Juli. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:  
An der Ostfront verlief der Tag ohne besondere Kampfhandlungen. Schwere Artillerie des Heeres bekämpfte kriegswichtige Ziele in Ungarn und mit beobachteter guter Wirkung.  
Im Mittelmeerraum schossen gestern deutsche Jäger und Flakartillerie der Luftwaffe 24 feindliche Flugzeuge, darunter zahlreiche viermotorige schwere Bomber, ab. Insgesamt vier der Feind gestern in diesem Raum 30 Flugzeuge.  
Einzelne feindliche Flugzeuge flogen in der vergangenen Nacht in das westdeutsche Grenzgebiet ein. Durch Abwurf einiger weniger Bomben entstanden Gebäudeschäden.  
Im Monat Juni wurden über dem Reich und den besetzten Westgebieten von Luftwaffe und Kriegsmarine 614 britische und nordamerikanische Flugzeuge abgeschossen, darunter 408 viermotorige Bomber.  
Die im Wehrmachtbericht gemeldete Gesamtzahl der im Juni abgeschossenen Feindflugzeuge in Höhe von 614 Maschinen, worunter sich 408 viermotorige Bomber befinden, enthält natürlich nur die genau festgestellten Abschüsse. Nur dann wird ein Abschuss anerkannt, wenn entweder Zeugen des Abschusses vorhanden sind oder Teile des abgeschossenen Flugzeuges gefunden werden konnten. Erfahrungsgemäß ist die wirkliche Abschussziffer immer etwas höher als die anerkannte Abschussziffer. Eine nicht unerhebliche Anzahl von Flugzeugen des Feindes wird bei Flügen über den besetzten Gebieten oder über dem Reichsgebiet hart beschädigt und erreicht oftmals nicht mehr den Heimatflugplatz, sondern stürzt über See ab, ohne daß der Abschuss beobachtet worden ist. Eine weitere Anzahl beschädigter Flugzeuge geht bei der Landung in England zu Bruch oder fällt infolge harter Beschädigung

## Moskau fordert die entscheidende Stimme

### Neue Erpressungen an England und den USA — Ansprüche auf die Kolonien

Stockholm, 3. Juli. Die Forderung Moskaus an die Votchkoffen, durch militärische Aktionen an einer Entlastung der Ostfront beizutragen — am Samstag wurde sie erneut im Auftrag des Kreml auf einer großen kommunistischen Kundgebung in London erhoben — ist von London und Washington bekanntlich mit dem fastschmerzhaften Aninnen erwidert worden, die Sowjets möchten ihrerseits zu der längst erwarteten Offensive übergehen. Mit den geheimeren Unmuthat verraten den Debatanten dieses Thema verbindet sich neuerdings auch wieder eine interessante Diskussion um die Frage, was der Sowjetunion als Gegenwert gegen ihre militärische Hilfeleistung ausgestellt werden soll.

## Widerstreit der Gefühle um die Invasion

### Londoner Ernüchterung — Vergeblicher Nervenkrieg — Kostspielige Luftoffensive

W. L. Rom, 3. Juli. Als ein zurückhaltender Pfeil wirkt nach diesen Äußerungen der von den Anglo-Amerikanern mit soviel Hoffnungen auf die Wirkung seiner drei Grundelemente Invasionsdrohung, Luftterroroffensive sowie Des- und Inflationspropaganda gehärtete Nervenkrieg gegen die Achse. Während Europa in Ruhe gegenüber den kommenden militärischen Ereignissen Gewehr bei Fuß steht, entwickelt sich nach der Ansicht römischer Beobachter etwas die Invasionsdrohung, die — ganz gleich, ob ein Sandunionsversuch praktiziert werden sollte oder nicht — die Völker Europas ebenso nervenkriegsmäßig wie in militärischen Gegenmaßnahmen einer permanenten Anspannung unterwerfen sollte, zum ungewollten Abrud der Angelfachen selbst. Das unaufhörliche Aufstöhnen dieses Themas und das endlose Geschwätz in der britischen Presse über Risiko, Erfolgswertung und legitimen Zwang zu einem Invasionsversuch, haben nach hiesigem Urteil etwas manisches, was als Symptom gewertet werden kann, daß sich zum mindesten die Briten in der ihnen zugeobachten Rolle nicht übermäßig wohl fühlen.  
Spiegel dieser britischen Gefühlslage ist die Londoner Presse. Als Anstöße eines einzigen Tages führt man dazu in Rom drei Neuerscheinungen der Londoner Presse an, deren erste die „Times“ selbst mit der für englische Drogenbenutzenden Feststellung lieferte, daß die Luftoffensive „kostspielig“ sei, da die angelsächsischen Flieger in einer Woche 1500 Mann liegendes Personal verloren haben. Was die „Times“ vorzüglich in dem für den wahren Zustand bestehenden Ausdruck „kostspielig“ andeutete, fast „Kriegschronik“ groß in den Tag: „Es ist unnötig, zu erörtern, daß es überaus möglich ist, die Bombardierungen und Sprengstoffangriffe.“ Der Widerstreit dieser Ansichten wird noch deutlicher, wenn diese Zeitung ihren Blick nach Invasion mit der Einschränkung verkehrt, daß den entsprechenden Vorbereitungen bei den Anglo-Amerikanern allerdings nicht minder harte Abwehrvorbereitungen in Europa gegenüberstehen. Bezeichnenderweise meint der „Daily Herald“, daß es den Engländern gut tun würde, anzunehmen, daß die Nerpen der Achsenvölker ebenso hart seien wie die Engländer, mit welcher Empfehlung die Zeitung die Zurückgabe des englischen Nervenkrieges nicht gerade hoch einschätzt.

der Frieden das Subjekt der anglo-amerikanischen Politik ist, sondern der Umsturz, die „Beitritzung des Hitlerismus“, die „Kooptation der „schrecklichen Machtmittel“ in der Hand, um die westeuropäischen Rabinete vor Krieg zu zwingen. An einem jener Märztage 1939 spielt sich zwischen Paris und London folgendes ab: Der polnische Votchkoff eilt zu Bullitt und beschwert sich noch einmal über die „Unzuverlässigkeit Londons“ (weil London etwas inaufrichtig ist und nicht so viele Millionen Pfunde aus Kummerwiedersehen hergeben will wie die gierigen Polen gerne haben möchten). Bullitt läßt sich mit seinen Kollegen in London verbinden und be-

**„Synergie der Neutralitätspolitik“**  
Als der Krieg endlich begann, herrschte Triumphstimmung im Weißen Haus. Die „Politik der bösen Nachbarschaft“, wie der polnische Votchkoff in Washington Roosevelts Treiben einmal genannt hat, trug den Sieg davon. Jetzt geht es im gleichen Sinne fortzuführen und die antideutschen Mächte isolieren bei der Stange zu halten, bis auch die us-amerikanische Bevölkerung für die Teilnahme am Krieg reif war. Presse, Radio und Film arbeiten dafür, sie gehören fast zu 100 Prozent den Juden, die von ihrem Haß gegen Deutschland getrieben werden und leichtes Spiel haben, weil „das hiesige Publikum vollständig unwillig ist und keine Ahnung von der Lage in Europa hat.“ (Votchkoff Potocki in Washington an den polnischen Außenminister.) Fast schien es dann im Spätsommer 1939 zum altdarwinischen Entsetzen Roosevelts so, als ob der Frieden noch einmal zu sichern sei. Grimmig verfolgte man die verhängenen Friedensbemühungen, bis schließlich einem Tag vor der englischen Kriegserklärung Sumner Welles den französischen Votchkoffen kommen ließ und ihn mit Nachdruck auredichtete: Jetzt sei es notwendig, ein für allemal mit der Synergie der Neutralitätspolitik Schluss zu machen!

Der Votchkoff ging und fabelte, keine 24 Stunden später fragten die Gefährten, die „Synergie der Neutralität“ hatte dem Haß Roosevelts weichen müssen.

## Die Opfer

Für Roosevelt sollte der Krieg ein Ausweg aus seinem innerpolitischen Fiasko sein, das er mit seinem New Deal erlebt hatte. Dem Juden aber sollte er eine neue Gelegenheit bieten, sich wie schon im ersten Weltkrieg, wieder die Töcher zu füllen. Ihr Traum von der jüdischen Welt Herrschaft sollte Wirklichkeit werden. Das Bedeutsame an den jetzt veröffentlichten Dokumenten ist, daß hier Votchkoff fremder Mächte, also gewiss unverdächtige und ganz gewiss nicht deutschfreundliche Feeder, verzeichnet haben, was sie gehört, was befragt und was ihnen von der Regierung in Washington aufgetragen und ausgeführt wurde. Gerade die Berichte des polnischen Votchkoffers in Washington, Potocki, und des französischen Votchkoffers de Caboulane zeigen, mit welcher Bedenklosigkeit das polnische und das französische Volk für den jüdischen Krieg geopfert worden sind.

Der Zusammenbruch Polens und Frankreichs hat bewiesen, daß Roosevelt mehr versprochen hat, als er zu halten gedachte. Aber er hat die beiden Völker seiner Politik der Einmischung und der Theorie, daß die USA die „weltliche Hemisphäre“ beherrschen müßten, geopfert. Er hat nach und nach alle Widerstände im USA-Volk aus dem Wege geräumt, er hat das Neutralitätsgesetz schließlich zu Fall gebracht und damit den Weg für seinen jüdischen Krieg freibekommen. Jedem Gedanken an Vermittlung hat er im Keime erstickt und hat dessen Worte ausgegeben: „Am meinen Preis Verhängnisvoller Frieden.“ Als Frankreichs Widerstand ausfiel, wurde, hat er die Franzosen gezwungen, bis zum letzten auszuhalten. So ist Frankreich an dem leichtfertigen Vertrauen auf Roosevelts Versprechungen zugrunde gegangen, während Roosevelts seinem Ziel einer globalen Ausweitung dieses Krieges wesentlich nähergekommen war. Jugoslawien und Griechenland erlitten die gleichen gefährlichen und unwirksamen Unterstützungsverprechungen, und im Sommer 1941 endlich wurde die Sowjetunion als willkommener Partner im Bunde der Demokratie begrüßt. Das Reich und Votchkoff fragte den Juden die ersten guten Gefährten, der Schicksal des Präsidenten verlor das USA-Volk unmittelbar an die Schwelge des Krieges, bis am 8. Dezember 1941 der Schicksal gelöst wurde und Roosevelt und seine Jüdische die Vereinigten Staaten an der Seite Englands und der Sowjetunion in den Krieg gegen die jungen Völker führten.

### Zurchtbare Tat gegen die Kultur

**Sein Gedächtnis über das Verbrechen von Abla**  
 \* Abla, 3. Juli. Auf die Nachricht von der Schändung des Kaiser-Doms durch die britischen Terrorbomber haben führende Männer aus dem Auslandskorrespondenten des „Westdeutschen Beobachter“ Reaktionen übermitteln. Sie haben über diese ruflose Tat Ausdruck gegeben. So hat Eugen Eddin, der weltberühmte Forscher und einer der besten Kenner der britischen Machtpolitik, dem „Westdeutschen Beobachter“ folgende Stellungnahme übermitteln, die die Stellung in ihrer Morgenausgabe vom Sonnabend veröffentlicht:

„Es ist eine fürchterliche Tat, die gegen die Zivilisation und die Kultur verübt wurde, eine Tat, die die ganze Welt gegen ihre Urheber antreiben muß. Dem Vorschlag auf den Kaiser-Dom ist die Vernichtung unmaßiger anderer künstlerisch wertvoller Kirchen vorausgegangen. Die britischen Piloten können also nicht behaupten, daß sie den Dom schonen wollten. Für sie gibt es überhaupt keine Verteidigung. Die Bombardierung des Domes ist vor allem auch für die Katholiken und die gesamte katholische Welt eine furchtbare Beleidigung. Vom architektonischen und künstlerischen Standpunkt aus bedeuten die Wunden, die dem Kaiser-Dom zugefügt wurden, einen besonders schweren Verlust. Man hat Verstandnis für die Bombardierung militärischer Objekte, das Verständnis für die Bombardierung auf, unter der Zivilisten zu leiden haben. Ganz besonders gilt dies, wenn so heilige Gebäude getroffen werden wie der Kaiser-Dom. Mit dieser Tat hat sich die britische Kriegführung für immer befleckt.“

### Neue Ritterkreuzträger

**DNB, Führerhauptquartier, 3. Juli.** Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Hauptmann Hermann Schmidt, Abteilungscommandeur in einem Artillerieregiment, Oberleutnant d. R. Rudolf Kunz, Führer einer Schnell-Abteilung.

Ferner verlieh der Führer auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Reichsmarschall Göring, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Hauptmann Schreiber, Bataillonscommandeur im Grenadier-Regiment Hermann Göring.

### Erfolgreiche Luftabwehr in Italien

\* Rom, 3. Juli. Der italienische Wehrmachtbericht vom Samstag hat folgenden Wortlaut: Feindliche Luftaufklärungsverbände richteten ihre Angriffe auf verschiedene Orte der Salento-Halbinsel und auf Ortschaften Siziliens und Sardinien. Die Angriffe verursachten Schäden und forderten Opfer.

Flugverbände der Achsenmächte schossen 24 Flugzeuge ab. Hierunter wurden 12 viermotorige B-24-Bombenflugzeuge zwischen Lecce und Grottole abgefangen, die abgeworfen wurden. In der Luftschlacht über Sizilien vernichtete die Abwehr drei Flugzeuge in Trapani und eines in Olbia zum Absturz.

Zwei weitere Flugzeuge wurden von den Abwehrbatterien der ionischen Inseln vernichtet. Einige der Befragungen, die mit dem Fallschirm abgeprungen waren, wurden gefangen genommen.

### USA-Befolgung über die Flugzeugverluste

**W.S. Washon, 3. Juli.** Die Befolgung der Amerikaner um ihre in den letzten Monaten ankommenden Verluste bei Luftangriffen gegen Europa kommen in der Zeitschrift „New York World“ zum Ausdruck. Die Zeitschrift hat die Hoffnung, Deutschland und die europäischen Verbände Bombenangriffe niederzuringen zu können, sehr trübselig sei. Bisher hätten sich, so erklärt „New York World“, die britisch-amerikanischen Hauptangriffe auf das Ruhrgebiet konzentriert. Die große industrielle Dezentralisation, die Deutschland durchgeführt habe, mache aber jede Niederwerfung durch die deutschen Industrie durch Luftangriffe einfach unmöglich.

### Erhöhte Reiz- und Fahrausbildung durch die SA

\* Berlin, 3. Juli. Auf Grund einer Vereinbarung zwischen dem Reichsbauernführer und dem Reichsinspektur für Reiz- und Fahrausbildung ist der Reiz- und Fahrausbildung noch eine weitere Grundlage als bisher gegeben worden, um damit den Erfordernissen des Krieges Rechnung zu tragen. Durch diese Vereinbarung sind die Reiz- und Fahrausbildung des Reichsbauernführers für den Dienst am Reichsbauernführer für Reiz- und Fahrausbildung, SA-Obergruppenführer Kob, sowohl hinsichtlich der Ausbildung als auch der Beförderung unterstellt worden.

Von jetzt an vereinigen sich in der Hand des Obergruppenführers Kob, welcher zugleich Inspektor der Wehrmacht ist, alle Kräfte, welche außerhalb der Wehrmacht für den Dienst am Pferde verantwortlich sind. Der Wehrmacht, die überlebens der SA den Bedarf an Pferden für die außerordentliche Ausbildung sicherstellen, kann laufend Ersatz gestellt werden, der bereits den Grundbesitzern der Wehrmacht des Fahrens und des Reitens vertraut ist. Hierdurch wird den Erhaltungszwecken eine erhebliche Zeit der Reiz- und Fahrausbildung erspart. Im Jahre 1942 wurden 10.000 Ausbildungsbefragungen und im letzten Vierteljahr dazu 3.000 Reiterkurse der SA ausgegeben bzw. verliehen.

### Verordnung über die Einschränkung des Energieverbrauchs

\* Berlin, 3. Juli. Der Beauftragte für den Vierjahresplan hat durch eine heute erscheinende Verordnung über Einschränkung des Energieverbrauchs eine einseitige gesetzliche Grundlage für die im Krieg erforderlichen Einschränkungen auf dem Gebiete des Verbrauchs von Energie (Elektrizität und Gas) geschaffen. In der Verordnung wird der Generalsinspektor für Wasser und Energie ermächtigt, die Abgabe und den Verbrauch von Energie (Elektrizität und Gas) zu beschränken. Wer den unter Strafandrohung erlassenen Anordnungen zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren und Geldstrafe in unbefristeter Höhe oder einer dieser Strafen bedroht. In leichten Fällen kann auf Geldstrafe bis zu 150 RM oder auf Haft erkannt werden.

Die neue Verordnung tritt am 7. Juli in Kraft und wird die Basis für die weiteren Beschränkungen sowie das Vorgehen gegen die Energieflüchter bilden.

## Bojes Aktivität zur Befreiung Indiens beunruhigt England

Nationaler Verteidigungsrat Indiens tagte — Alarmierender Bericht über die innere Lage

**W. L. Rom, 3. Juli.** Die verstärkte Aktion Bojes von Japan aus zur Befreiung Indiens von der britischen Herrschaft sowie sein Eintreffen in Schonan (Sinnapur) haben unverkennbare Reaktionen in britischen Kreisen Indiens zeitigt. Symptomatisch für die Befürchtungen, die in britischen Regierungskreisen in Delhi gegenüber der Aktivierung der innerindischen Unruhen herrschen, ist die von dem noch im Amt befindlichen Vizekönig Mountbatten unverzüglich einberufene Konferenz des Nationalen Verteidigungsrates Indiens. Die Besprechungen dienten der Prüfung neuer Maßnahmen zur Wiederherstellung revolutionärer Bewegungen des indischen Nationalismus. Von Seiten des Vizekönigs des Nationalen Verteidigungsrates Sir Reginald Maxwell wurde ein alarmierendes Bericht über die innere Lage vorgelegt.

### Bojes Aufenthalt in Schonan ein Signal

Die Zentrale freies Indien teilt mit: Die Nachricht vom Eintreffen Subhas Chandra Bojes in Schonan wird von den Indern in aller Welt mit ungeteilter Freude und Genugtuung aufgenommen werden. In diesem Ereignis wird das indische Volk eine Entwicklung von größter historischer Bedeutung erleben. Schonan — lange als Sinnapur bekannt — war für Millionen Indier nicht nur ein geographischer Begriff, noch mehr war es für sie eine harte Erinnerung an ihre Versklavung und ein eternes Symbol der Entschlossenheit des britischen Imperialismus, seine brutale Herrschaft über Indien aufrechtzuerhalten. Nur wenige Ereignisse lösten bei ihnen größere Freude und Erleichterung aus als die dramatische Fall dieser Festung des britischen Imperialismus in Ostafrika und Weite der britischen Macht in Indien. Darüber hinaus stärkte dieses Geschehnis den Glauben des indischen Volkes an den endgültigen Erfolg der Freiheitsbewegung — ein Faktor, der mitbestimmend wurde für das Freiheitskampf der Grippis-Mission, die Mikrofonie aller Komrommilitärverbände in Indien und den Übergrang zu einer radikaleren Form des indischen Freiheitskampfes in enger Zusammenarbeit mit den Mächten, die den britischen Imperialismus vernichten.

Gleich nach dem Fall Sinnapurs erhielt Subhas Chandra Bose seinen aufrüttelnden Aufruf an das indische Volk nach dem langen Schweigen, das seine Flucht aus britischer Gefangenschaft gefolgt war. Sein jegliches Eintreffen in Schonan, der früheren Zitadelle britischer Macht in Indien, in einer Zeit, in der der Krieg sich bis an die Tore Indiens erstreckt und in der sich das indische Volk in Unruhe und latentem Aufbruch befindet, wird der indischen nationalen Freiheitsbewegung neue und vermehrte Aufrufe zur Freiheit geben und verleiht somit der Weite die Zukunft unangenehme Überraschungen. Wir sind davon überzeugt, daß die Anwesenheit Subhas Chandra Bojes in Schonan der indischen nationalen Freiheitsbewegung ein Signal

naß dafür sein wird, immer mehr den Charakter eines aktiven, revolutionären Massenaufrufes anzunehmen, den terroristische Maßnahmen weder ausmalen noch befehlen können und der nur mit der völligen Befreiung der britischen Gewalt Herrschaft in Indien endet.

### Arabische Prinzen in Indien

Eine nicht eben englandfreundliche Entscheidung sollte die mohammedanische Liga Indiens unter Vorsitz Jinnahs auf einer Konferenz in Delhi. Es wurde ein Votum in der Solidarität der Mohammedaner Indiens für die Araber Palästinas gegen das Judentum und die zionistische Projekte abgelehnt. Zu der Zeit, als diese Entscheidung gefaßt wurde, trafen in Delhi die beiden jüdischen ererbten Söhne König Jhr Zarah von Arabien ein. Da das Erscheinen der saudi-arabischen Prinzen in Indien in diesem Augenblick den britischen Kreisen in Delhi unangenehm kam, sollte der Aufenthalt der Prinzen damit begründet werden, daß sie britische Ärzte

aufsuchen wollten. Keineswegs trage, lauteten die englischen Meldungen, der Besuch politischen Charakter. Diese Behauptung wurde wenige Stunden nach Eintreffen der Prinzen in Delhi Lügen gestraft, da die saudi-arabischen Persönlichkeiten längere Rücksprachen mit führenden Mitgliedern der indischen Moslimliga hatten. Eines der Gesprächsthemen galt der Vorbereitung der Pilgerfahrt der Mohammedaner Indiens nach Mekka. Wie erinnert, hatten die britischen Behörden unter dem fadenheimgigen Vorwand, die Gefahren der Reise zu Wasser und zu Lande seien zu groß, der Beteiligung indischer Mohammedaner an der Mekka-Pilgerfahrt zu Beginn dieses Jahres monatelange Hindernisse in den Weg gelegt, so daß fast der sonst 15.000 bis 20.000 indischen Pilger nur eine relativ kleine Anzahl in Mekka eintreffen konnte. Der Anfall der Araber-Pilger hatte schwere Rückschläge für die auf die Pilgerfahrt angewiesenen Finanzen Saudi-Arabiens im Gefolge.

### Der Befehl des Gewissens

Man spricht in soldatischen Zeiten viel vom blinden Gehorsam. Dies Wort hat einen goldenen Kern, ist aber auch, wie alle sprachmöglichen Begriffe, von gefährlicher Einseitigkeit. Meint man die Bedingungslosigkeit unserer Gefolgschaftsbereue gegenüber der Führung, meint man die Unantastbarkeit unseres Willens, mit dieser Führung durch Dick und Dünn zu gehen bis zum härtesten Kampf, meint man die Unabänderlichkeit unseres Schwurs auf die Fahne und den Führer, dann allerdings ist unser Gehorsam ein blinder. Bedeutet man aber das wahre Bewußtsein, mit dem wir dieser Fahne folgen, bedeutet man unser hohes Wissen um die Wege und Ziele unseres Kampfes, bedeutet man, wach stehende inneren Anteil an den Entscheidungen unserer Zeit vornehmen und wie sehr wir uns im klaren darüber sind, warum es geht, dann ist unser Gehorsam nicht blind, sondern lebend, nicht Starr, sondern beweglich, nicht mechanisch, sondern handelnd.

Der Soldat erfüllt einen Befehl und führt ihn aus. Er fragt nicht nach dem Warum und wozu; er ermagt weder Urteile noch Zurechnung. Eben diese Unbedingtheit klopft ihm am Soldaten. Unbedingtheit, liberale, nutzlose, jeder sittlichen Bindung mangelnde Nutzlosen haben ihr daher zuzeiten mit dem Merkmal eines geist- und willenlosen Wesens zu befehlen verlust, eines Herdentiers, das stumpf sinnig dem Viehhirten folgt. Wie sehr sie im Unrecht waren, erwies der Krieg. Es gibt nichts Härteres an Willen, Einseitigkeit, Entschlossenheit, Selbstverantwortlichkeit als den deutschen Soldaten. Denn sein Gehorsam hört nicht auf, wo der Befehl steht. Sein Soldaten-tum kommt dort zur vollen Entfaltung, wo ein Befehl ausbleibt und dennoch weder das große Ziel noch das Gebot des Augenblicks verlassen.

Der Gruppenführer, der, als der Reumant nach dem Kommando an sich riß und das Unternehmen planmäßig zu Ende führte, der Stützpunktführer, der, vor eine völlig unerwartete Situation gestellt, im Bedacht einer Sekunde sah, entfiel und handelte, der Gelehrte, der, mit einer Sandvoll Kameraden im Rücken und in den Planen abgetrennt, einen Stützpunkt flug und tapfer hielt, sind keine Einzelergebnisse, sondern verkörpern die soldatischen Tugenden in edelster Prägung. Sie erkennen die Aufgaben dort, wo sie ihnen entgegenstehen und nicht nur da, wo man sie ihnen im Befehlston zuweist.

Es ist im Kriegsalter der Heimat anders? Fürmen sich nicht auch vor uns Aufgaben und Pflichten, zu deren Erfüllung zwar oftmals keine geschriebenen oder gesprochenen Befehle vorliegen, die aber dennoch erfüllt werden müssen? Bedarf man nicht überall unserer Hilfe, unseres Eingreifens, unseres Zutritts, unserer zuchtsüchtigen Leistung? Es sind nicht allein die großen, imponierenden, ins Auge fallenden Gelegenheiten, die unsere Hilfsbereitschaft erproben; es sind viel öfter noch die kleinen, unheimlichen, unbedeutenden und oft auch unbedeutenden Pflichten, an denen sich — eben weil sie ohne feierlichen Aufbruch und flammenden Appell, ohne freudiges Plakat und strengen Befehl an uns herantraten — erweist, ob wir den Geist der Front, der heldenhaften Kameradschaft, des allezeit Bereitseins besitzen haben und darnach zu handeln vermögen.

Die Gesetze des Krieges sind oftmals ungeschriebene; immer und überall aber steht in und um uns der Befehl des Gewissens. Darum heißt der dritte der zwölf Merkmale der Wehrmacht für den Parteigenossen im Krieg: Warte nicht immer erst auf große Gelegenheiten oder Befehle; überlebe! Halte dich an die Regeln der Moral. In deiner Leistung lag dich von niemandem abtrennen!

### Kurz gefaßt:

Einheiten einer motorisierten Flak-Abteilung der Luftwaffe, die im Raum nördlich des Finckenles eingeleitet sind, konnten im ersten Halbjahr 1943 bereits den 200. Abschuss verzeichnen, durchschnittlich also mehr als einen Abschuss pro Tag.

Ein schwedisch-dänisches Waren-austauschabkommen wurde nach Verhandlungen in Stockholm zwischen den schwedischen, dänischen Regierungskommissionen unterzeichnet.

Die Veranschlagung der englischen Kolonien durch die Londoner Regierung beginnt sich immer unangenehmer auszuwirken. Da die Versorgung infolge der Schwierigkeiten im Schiffverkehr immer kritischer wird, sieht sich die Bevölkerung dieser Kolonien vor einem Hungertod.

Finanzminister Morgenthau gab nach Meldungen aus Washington bekannt, daß die öffentliche Verschuldung der USA jetzt 140.796.000.000 Dollar ausmacht gegen 76.941.000.000 Dollar im vergangenen Jahr.

Eine Parteiführung veranstaltete in Buenos Aires die Polizei bei zwei links-eingestellten Organisationen, dem Jugendbund zur Hilfe für die Demokraten und der Demokratischen Journalistenhilfe. Hierbei wurden Geschäftsunterlagen, Propagandamaterial und sonstige Dokumente beschlagnahmt. Die demokratische Journalistenhilfe führte früher den Namen Antinationalsozialistische Journalistenhilfe.

In Algerien ist am Donnerstag die erste Nummer einer kommunistischen Zeitung in französischer Nordafrika erschienen. Mit den anglo-amerikanischen Truppen ziehen also nicht allein die Juden wieder in ihre alten Positionen ein; auch den zerbombten Kräften des Bolschewismus wird neuer Spielraum gegeben.

Verlag: Führer-Verlag G. m. b. H., Karlsruhe  
 Verlagsdirektor: Emil Munn, Hauptschriftleiter: Franz Moraller, Stellv. Hauptschriftleiter: Dr. Georg Bräuner, Rotationsdruck: Südwestdeutsche Druck- und Verlags-gesellschaft m. b. H., Zur Zeit ist Preisliste Nr. 13 gültig.

## Die Lage in der Sowjetunion

Ausführlicher Reisebericht eines amerikanischen Korrespondenten

\* Washon, 3. Juli. Der „New York Herald“ veröffentlicht den Bericht eines Sonderkorrespondenten über dessen Reise durch die Sowjetunion. Neben den üblichen langatmigen Vorträgen auf das bolschewistische System enthält der Bericht einige für eine amerikanische Zeitung bemerkenswerte Feststellungen über die tatsächliche Lage in der Sowjetunion. So heißt es über die Verluste, die die Sowjetarmee bisher erlitten hat, wörtlich:

„Ich sprach mit Angehörigen aller Volksschichten in den verschiedenen Sowjetrepubliken. Jeder meinte, daß die Armee bereits über vier Millionen Tote verloren hätte und daß die Ziffer nur ein kleiner Teil der tatsächlichen Verluste ist. Denn zu ihnen kommen noch zehn bis fünfzehn Millionen sowjetischer Staatsangehöriger, die entweder in Kriegsgefangenschaft geraten sind oder vermisst werden. Mit diesen enormen Einbußen muß heute jeder in der Sowjetunion rechnen.“

Kurz vor meiner Abreise sprach ich mit einem hohen sowjetischen Funktionär, der von der Front zurückkehrte. Seine Worte waren typisch für das, was man in der Sowjetunion empfindet. Sagen Sie Ihren Landsleuten in den USA, es ist überflüssig, uns so oft fremdliche Worte zu widmen und uns gewissermaßen

auf die Schulter zu klopfen. Es ist zwar sehr nett von Euch, daß Ihr so viel über die Not der Sowjetunion, aber denkt ein wenig mehr daran, welchen enormen Preis wir dafür bezahlen. Solche Gedankenansätze sind ich überall.“

Ueber die Versorgungsfrage berichtet der Korrespondent des „New York Herald“: „Lebensmittel für die Zivilbevölkerung sind auf das äußerste rationiert. Nur die Armee hat einigermaßen ausreichend zu essen. Obgleich es auch mit allem anderen. In Moskau hielt ich vierzehn Tage lang jeden Abend eine Rundfrage, was es bei den einzelnen am Abend zu essen gebe. Die Antwort, die ich überall mit Gewißheit erhielt, war: Suppe und Grütze. Das ist genau daselbe, was wir gestern und vorgestern hatten und was wir morgen und übermorgen genießen werden. Die Fleischzuteilung ist nur äußerst gering, so daß die Bevölkerung praktisch von Suppe, Brot und Grütze lebt.“

Der Korrespondent schließt mit einer Darstellung der Arbeitsverhältnisse, die er als außerordentlich ansehnlich bezeichnet. Ueber die normalerweile 11- bis 12stündige Arbeitszeit hinaus müßten die Arbeiter in allen Fabriken mit Regelmäßigkeit noch sogenannte „freiwillige“ unbezahlte Extrastunden abfeiern.

## SD. köberte die Schlupfwinkel auf

Sicherheitsdienst gegen Sowjetbanden — Jagd auf Leben und Tod in den „Schwarzen Bergen“

Bei der Bandenbekämpfung in den unwegsamen Karpaten Gebieten Bosniens und Montenegro ist der SD ein unentbehrlicher Helfer. Seine Männer köberten in kühnen Einzelgängen die Wegel und Schlupfwinkel der Banditen auf und weisen der Truppe damit den Weg, sie niederzukämpfen.

Sturmkommando A, von den Kameraden seiner Einsatzgruppe „Bandenspreng“ genannt, ist von der SD-Dienststelle beauftragt worden, die Lager harter Bandengruppen in den montenegrinischen Bergen um S. festzustellen. Vor einer halben Stunde ist ein Angehöriger der frontatischen Wache bei ihm erschienen und hat die Nachricht überbracht, daß sich im Waldhain 3, zur Zeit 2 äußerst verdächtige Gestalten aufhalten, wahrscheinlich vorrückende Beobachter der Banden. „Diese Banditen kommen mir wie gerufen“, sagte darauf der Sturmkommandoführer. „Wir müssen sie fassen, um von ihnen den Standort der Bandenlager zu erfahren.“

Auf schwindelnden Bergpfaden

Er verläßt mit dem Kroaten die Unterkunft. Nach zweistündiger Fahrt ist der letzte deutsche Posten erreicht. Auf schmalen Pfaden geht es hinein in die Berge. Es ist finstern. Ein Schritt vom Wege — und Abgründe gähnen. Doch der Kroate hat Augen wie ein Luchs. Hinter einem Gebüschmann wirt er sich plötzlich nieder, und der Sturmkommandoführer folgt seinem Beispiel. Noch beim Fallen stellt er vor sich einen kleinen unterlegten Mann, mit dem Rücken ihm zuge-

mandt. Ueber der Schulter trägt er ein Gewehr. Nach seiner Kleidung zu urteilen, ist er einer der gesuchten Banditen. Sie fassen sich auf ihn. Ein Fieb mit der Pistole auf seinen Schenkel — und der Bandit bricht beknüppelt zusammen. „Papiere sicherstellen“, befiehlt der Sturmkommandoführer.

Der Marsch geht weiter. Nach zehn Minuten tauchen die Umrisse eines einstufigen Hauses auf. „Wir sind da“, flüstert der Kroate. Mit schubsbereiter Pistole öffnen sie leise die Tür und halten die Blendlampe an. Die Stube ist leer, aus der Küche dringt der Geruch von Pfefferfleisch. „Nix muss jemand im Hause sein oder es vor kurzem verlassen haben. Doch alle Stimmer sind leer.“

### Im Schlaf überfallen

Schon will der Sturmkommandoführer die ergebnislose Suche abbrechen, da legt der Kroate plötzlich die Finger an den Mund. Mit angehaltenem Atem lauschen sie. Ein leises Geräusch ist zu hören, ein raschelndes Schürchen. Es kommt von einer Klappe an der Decke. „Das wird der Zweite sein“, flüstert der Sturmkommandoführer.

## Roosevelt drückte sein Veto durch

Der Konflikt mit dem Kongreß — Politik mit parlamentarischen Kniffen

**H.W. Stockholm, 3. Juli.** Der Konflikt zwischen Roosevelt und dem Kongreß ist in ein neues Stadium getreten. Roosevelt hat in dem erweiterten Kampf um das von seinen jüdischen Ratgebern ausgeklügelte Subventionsprogramm, das er als einziges Mittel gegen die fortschreitende Zeuerung betrachtet, eine „Gegenoffensive“ des Kongresses zurückzulegen können. Jedoch nur unter Aufhufnahme von technischen Mitteln, wie sie dem auf eine Diktatur des Präsidenten hinauslaufenden amerikanischen Verfassungssystem entzerrnen. Die sachlichen Gegensätze sind unvermindert.

Roosevelt hat die Mehrheit des Kongresses gegen seine Pläne nicht brechen können. Aber indem er sein Veto gegen den vom Kongreß angenommenen Änderungsantrag einlegte, brachte er diesen Vorschlag nach dem parlamentarischen Spielregeln um Scheitern, da die gegen ihn gerichtete Stimmenzahl nicht die verfassungsmäßig vorgeschriebene Zwei-Drittel-Mehrheit erreichte. Im Neversitzententhaus stimmten 228 Abgeordnete für den Änderungsantrag und nur 154 für die Auflassung Roosevelts, der somit knapp vor einer neuen Niederlage stand. Er konnte diesmal durch die Verfassungsbekanntnisse geschützt sein Veto aufrechterhalten. Praktisch ist mit diesem „Siege“ wenig gewonnen, denn jetzt muß die Rooseveltverwaltung die sachlichen Nachteile dafür liefern, daß die vorherigen militärischen Wirkungen der neuen Subventionspolitik auch tatsächlich erzielt werden können.

In diesem Kampf sind sehr scharfe Worte gebraucht worden, die von der Erbittertheit auf beiden Seiten und von der Komplexität der zur Behandlung bestehenden Fragen zeugen. Roosevelt operierte in diesem Fall etwas

geschickter als neulich bei dem Antistreibgesetz, an dessen Zurückweisung ihm freilich praktisch an gar nichts lag, obwohl er aus demagogischen Gründen dagegen Stellung nahm. Um die Empörung in der breiten Masse über die enorme Erigerung der Lebenshaltungskosten und um die Streitigkeiten in der Klümmungsarbeiterschaft zu befähigen, wollte Roosevelt dieses Mal unbedingt den Eindruck erwecken, als wäre es ihm ernst mit einer Preisstabilisierungssaktion. Der Kongreßschluß, der die angelegte „Stabilisierungsvorlage“ vorgezogen sind Subventionen zur Verbilligung bestimmter Waren hinsichtlich machen wollte, hand hierbei als gefährliches Hindernis im Wege. Aber es bedurfte erst der Angelegenheiten einer kniffligen parlamentarischen Machinerie, um dem Präsidenten zu einem Sieg zu verhelfen.

### USA-Hochburg des Judentums

\* Tokio, 3. Juli. Unter der Überschrift „USA die Hochburg des Judentums“ stellt die japanische Zeitung „Yomiuri Hosihi“ im Leitartikel anlässlich des nordamerikanischen Unabhängigkeitstages dar, wie Roosevelt von den Grundfragen Washingtons abgegangen sei und als Werkzeug des internationalen Judentums sich in die Angelegenheiten fremder Staaten und Kontinente mische und die kleinen Staaten unterdrücke. Bereits am ersten Weltkrieg seien von den nordamerikanischen Kriegsausgaben in Höhe von 37 Milliarden Dollar rund zwei Drittel in die Taschen der Juden geflossen. Die gleiche jüdische Unterfraktion habe auch den Krieg gegen Japan entfacht und verurteile gegenwärtig, die Völker Nordamerikas und Ozeaniens zu vernichten. Am nordamerikanischen Unabhängigkeitstag habe das amerikanische Volk Gelegenheit, über die Verbrechen an der gesamten Menschheit nachzudenken, die Präsident Roosevelt als Kriegsanführer im Namen Amerikas begangen habe.

### Neuer Aufstand in Syrien

**Caatrouz nach Syrien**  
 O Bern, 3. Juli. Die Lage in Syrien ist verworren geworden. Lebensmittelmangel und politische Mißstände haben die Empörung der syrischen Bevölkerung anzuwachsen lassen. Nachdem seit Monaten vereinzelt Unruhen da und dort im Lande ausgebrochen waren, entfaltete sich eine neue Aufwühlbewegung in Nordsyrien, in der Gegend von Safete. Es gelang den eingeleiteten gaulischen Truppen jedoch nicht, den Widerstand der eingeborenen Stämme zu brechen. Als motorisierte britische Truppen herangezogen wurden, entwichen die Stämme über die Grenze nach dem Irak und entzogen sich damit dem Zugriff.

Bezeichnend für die verworrenen politische Lage ist die plötzliche Reise des Generals Caatrouz nach Syrien. Caatrouz war bis vor kurzer Zeit dort Generalgouverneur, hat aber inzwischen mehrere wichtige Posten in der Verwaltung Nordafrikas übernommen, u. a. um dort den verstärkten Polizeiertrag gegen widerpenetrische Eingeborene durchzuführen. Daß er wieder nach Syrien gerufen wird, zeigt, daß die Schwierigkeiten zwischen den Franzosen und Engländern trotz der Unruhe im Lande anhalten.

### Ein guter Fang

Es war ein guter Fang, mit dem der Sturmkommandoführer seinem Vorneamen „Der Bandenspreng“ alle Ehre machte. In den Modultüren der Banditen befanden sich nämlich mehrere Skizzen eingenäht, auf der die Schlupfwinkel einer größeren Bandengruppe in den „Schwarzen Bergen“ eingezeichnet waren. Nach der Verdortsetzung bei seinem Vorgehen wird das Ergebnis der Aufklärung von der SD-Dienststelle sofort ausgewertet. Polizeiverbände, eine Panzerjägerabteilung der Waffen-SS und eine Reiterjägerabteilung der Kroaten sind sofort in Marsch, um die entdeckten Lager zu umstellen. Dank des kühnen, rücksichtslosen Einsatzes des Sicherheitsdienstes wird die Verdrängung des Verbrechens um A. durch Banditen bald der Vergangenheit angehören.

### W-Kriegsbericht Walter Kalweit

### Das schlafende Klavier

Von Rudolf Ahlers

Es begann damit, daß Gisela die zum Munde gehobene Tasse plötzlich sinken ließ und mit ausgebreiteter Finger eine Zeitungsanzeige gleichsam aufstieß, in der ein Mann namens Jan Siebenhaar antike Möbel zum Verkauf anbot.

Jeder Mensch reitet sein Steckenpferd. Gisela's leidenschaftliche Wunschträume galt ein sanft geschwungenes Mahagonisessel mit grünem Damastbezug, den sie mit selten beherrschter Vorstellungskraft seit langem schon in der Fernsehne gesehen sah.

„Wir gehen sofort.“ In widersprechen empfahl sich in solchen Augenblicken nicht, und der beschiedene Hinweis auf die vorgeordnete Stunde und den riefelnden Regen wurde vom Sturm ihrer Wünsche mitteillos zerhackt. Nun gut, also gingen wir.

Kabinen Nr. 18 erwies sich als ein beängstlich baufälliges Haus in einer dunklen Gasse, die wir nach mangelhafter Irrfahrt erreicht. Die engbrüstigen Wiebelskinder erschienen sich raunend anzuheben, die schwarzen Speichellücher ihre Mäuler noch größer aufzuheben über die einlamen Wanderer, die eilig über das Budelplaster der gottverlassenen Gasse einerschritt. Eine schwarze Kage huschte über den Weg, und als wir die Höhe eines fast lastlosen Flurs endlich betreten, durfte ich Gisela's Hand halten. Ein Neufundländer von riesenhafter Ausmaße ließ seine Augen im Hellbunzel des dunklen Raumes glänzen, sah uns beide an und entsetzte in langen Tönen. Ein Vergleich mit Cerberus, dem Höllehund, der die Unterwelt bewachte, war durchaus am Platze. Wir wagten uns nicht zu rühren. Endlich — uns erschien es eine Ewigkeit — öffnete sich knarrend die Tür, in deren Lichtschein, einer alten Spille gleich, ein verheißungsvolles Weib erschien, die einen Papagei auf der Schulter trug. Als einzigen Willkommensgruß schien dieser muntere Vogel nur die

Worte: „Was wollen Sie?“ zu kennen, die er in feierlicher Wiederholung in Gisela's blaßes Gesicht schrie. „Antike Möbel“, gab ich zur Antwort, und hinter der Asten erschien ein bagerer Mann, undenklich im Licht des dunklen Flurs zu erkennen, den wir für Herrn Jan Siebenhaar hielten.

Eine lange und mühselige Wanderung führte uns über fünf Treppen in einen hallenartigen Bodenraum, der uns gleichsam mit breitem Maul verschlang, Jan Siebenhaar, Gisela, das Papageienweib und mich, den schaukelnden Cerberus nicht zu vergessen.

Der Alte hing die im Winde blafende Lampe an einen der schwarzen Trägerbalken und ließ sich ächzend auf einer Kiste nieder. Dann wies er auf eine dunkle Pyramide von gewöhnlichen Holzfüßen, die gependelt vor uns zur schwindehohen Höhe emporwuchs, neben einer alten Krempentische und aufeinandergelehnten Tischen.

„Ja, aber — antik!“ wogte Gisela schüchtern einzuwerfen.

„Sind antik, mein schönes Fräulein. Setz dich auf den Stuhl“, — entkräftete Siebenhaar diesen Einwurf mit brüchiger Stimme und krächte gärrlich über die Reine eines dieser Drogenfüße. Und dann begann er zu sprechen, tat es mit brüchiger, von rauhem Husten unterbrochener Stimme, und die Alte nickte stumm dazu. Und inmitten des düsteren Geräusches der Bergangeneheit langsam eindringlich beschworen, trat ein Bild seines Lebens hervor, das uns in seinen Bann zog. Das hante Schild vom „Blauen Elefanten“ blinzelte in der Sonne. Die Janmaaten Siebenhaars alter Hafenkneipe, die schon seines Vaters Vater inne hatte. Reiche Reeder kamen zu Gast. Es war ein berühmtes Lokal, und niemand dachte die Kalluppe so kräftig nach alten Rezepten wie Siebenhaars Mutter. Und hin-

ter dem schmucken alten Haus lag der Garten mit wehenden Birken und dichten Jasminheden, und die Stäbter am Sonntagmorgen ihren Kaffee tranken und die jungen Leute am Abend in den Lauben saßen, wenn die Musik spielte.

Die antiken Möbel waren längst vergessen. Wir sahen Jan Siebenhaars altes, von kaltem durchsichtiges Schiffegehoß mit dem franten Bart um Rinn und Wangen, und — seltsam nah und gegenwärtig — erstand das alte Leben, das er vor den düsteren Winkeln des alten Bodenraums eindringlich beschwor. Alles lebte in den Worten, die leise in die Stille gedrungen wurden, ein frohes Sein, voller Bewegung, voller Farbe und Klang, bis alles sich zusammenbrach, als die Hafenverwaltung die Kabinanlagen baute und der „Blau-elefant“ einem modernen Getriebelife weichen mußte.

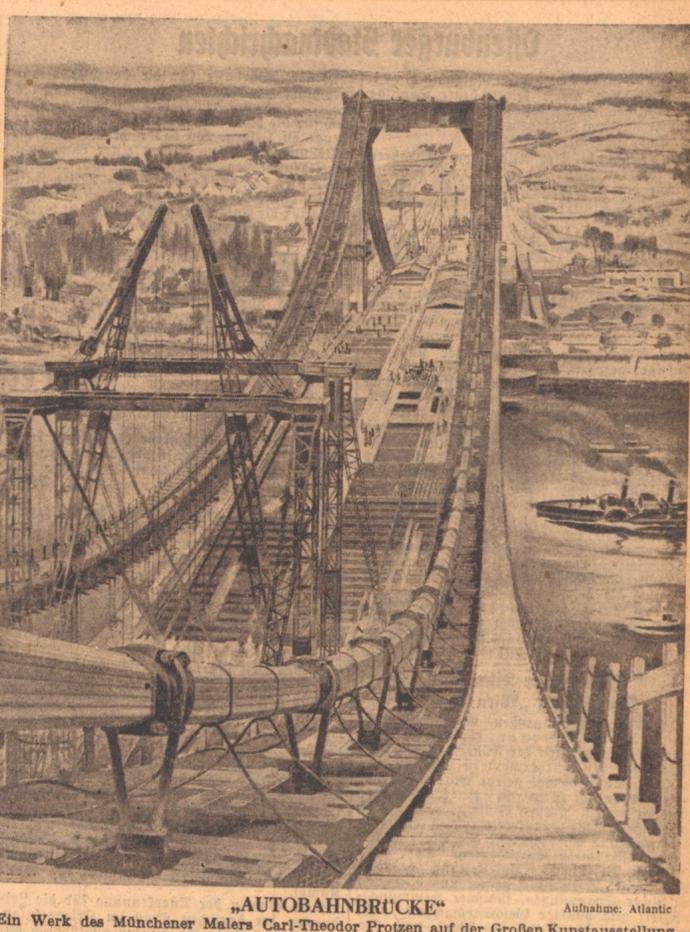
Gisela war ein wenig beiseite getreten und hatte hinter der Stuhlpyramide ein altes Klavier entdeckt, das verkauft in einer der Ecken schlief. Sie öffnete leise den Deckel, schlug einen Ton an, der dünn, doch wohlklingend, die tote Stille des Bodens plötzlich verzerrte. Sie spielte ein paar Takte. „Es wäre etwas für mich vielleicht. Wenn es neu gestimmt wird...“ hörte ich sie sagen, während sie beunruhigt einen Stuhl heranzog und leise mit den Händen über die Tasten glitt.

Jan Siebenhaar neigte den Kopf und lauschte. Sein Gesicht — überbesselt vom Schein der Lampe — erhielt einen fremden Ausdruck, und ein sonderbares Räseln, das ich nicht zu deuten wußte, glitt um seinen Mund. Gisela spielte. Ein Kinderlied von Schumann. Die Töne schwebten dünn und leise durch den hohen Raum, schienen Tische, Stühle aus ihrem Schlaf zu wecken und mit dem alten Leben wieder zu füllen.

Dann aber geschah etwas Unerwartetes. Als der letzte Ton verklungen war, trat der Alte an den Raffen, und während er an einer vorgezogenen Kurbel drehte, sagte er:

„Schön, Fräulein, aber das ist kein Kunst. Das — Kunst!“ — und damit löste er einen entsetzenden Bebel und ohrenbetäubend, dröhnend und der dunklen Bodenraum durchdringend domerte der Radelstimm aus dem mechanischen Klavier. In unsere Ohren Jan Siebenhaar aber warf die alten Knochen hoch und marschierte über die ächsenden Planken. Der Papagei schrie sein: „Was wollen Sie!“, Cerberus heulte in langgezogenen Tönen. Es war, als tanzten Tische, Stühle und Tische des „Blauen Elefanten“ einen Hölleentanz.

„Sind nun die Möbel antik oder nicht?“ fragte der Alte mit schiefem Kopf die verwirrte Gisela. Sie senkte bejahend den Kopf. Das Klavier aber hat sie nicht gekauft.



„AUTOBAHNBRÜCKE“ Aufnahme: Atlantic Ein Werk des Münchener Malers Carl-Theodor Protzen auf der Großen Kunstausstellung

### Die Dame aus der Morgenzeitung

Von Jo Hanns Rösler

Bruno hat Glück im Leben gehabt. Bruno hat eine schöne Stellung, ein nettes Einkommen, ein kleines Haus, ein wenig Geld auf der Sparkasse und auch sonst noch allerlei Dinge, die das Leben schön und das Leben angenehm machen. Nur in einem Punkt hapert es bei Bruno. Und das ist in der Liebe.

Bruno hatte kein Glück bei Frauen. Wenigstens glaubt er es. Er hat es noch nicht ernstlich versucht. Dabei ist Bruno des Alleinseins rechtlich müde. In ein trautes Heim gehört eine vertraute Frau. Aus einem Fenster können auch zwei schauen und an einem Feuer wärmen sich zwei Menschen leichter als einer. Und so beschloß Bruno, einen perfekten eigenen Ehestand zu gründen. Er infizierte in der Morgenzeitung:

„Junger Mann sucht nettes junges Mädchen zwecks Ehe.“

Wier Tage später kamen die Zuschriften. Es waren fünf Briefe: zwei weißer, zwei roter, einer grüner, grüner Umschlag und in allen lagen ästhetische Verprechungen, verheißene Wünsche, Bilder, Bergsteignotizen und unartiges gepreßtes Lavendel. Mit roter und blauer und grüner Tinte geschrieben. Mit Tränen der Sehnsucht benetzt. Mit Küßchen der Leidenschaft besetzt. Ein Rougemann als Unterschrift. Ein Spargelbuntpapier als Postkarte. Ein ausgefärbtes rotes Herz als Symbol. Briefe mit Zaubersprüchen und Wibelversen, mit ewigen und ewigen. Bruno las alle Briefe. Bruno prüfte sein Herz und die Schrift. Eine schlichte liebe Schrift trug den Sieg davon. Diese Frau mußte begehrenswert sein, vielleicht blond, vielleicht sehr schön, hoffentlich jung und freundlich. Bruno schrieb ihr und bat in ästhetischen Worten die Unbekannte um ein Stellbildchen. Sein Herz klopfte, als er den Brief in den Kasten warf. Am nächsten Morgen kam die Antwort:

„Erwarte Sie heute abend neun Uhr im Orabensstiege. Erkennungsbildchen. Ich rühre den Kaffee um. Die Dame aus der Morgenzeitung.“

Bruno beschloß sich zum erstenmal im Spiegel, dann trat er ein wenig unsicher durch die Drehtür des Kaffeehauses. Es waren noch fünf Minuten vor der Zeit. Aber die Dame sah schon da. Schräg gegenüber dem Eingang sah sie. Als Bruno eintrat, ergriff sie sofort

den Vöfel und rührte im Kaffee. Bruno trat zum Tisch.

„Gestatten Sie?“

„Gern, mein Herr.“

Bruno nannte seinen Namen. Die Dame lächelte. Das Lächeln war wunderschön. Fünf Minuten später waren sie gute Freunde.

„Wir wollen nicht lange warten“, sagte Bruno nach zehn Minuten, „je früher wir heiraten, desto besser. Eigener Herd ist Goldes wert.“

Helene lächelte. Er wußte schon, daß sie Helene hieß.

„Eingeweiht?“ drängte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wir kennen uns doch noch gar nicht. Wollen wir uns nicht lieber erst ein wenig verloben?“

Bruno war dagegen.

„Was du heute kannst besorgen, das verleihe nicht auf morgen!“

Und damit begannen sie sich zu sagen und vier Wochen später war die Hochzeit. Die Ehe war in allen Fugen glücklich. Helene war jung, schön, treu und verdiente ihren Mann auf das glücklichste. Sogar ein Kind zu schenken bereitete sie sich vor.

Eines Abends aber kam Bruno nach Hause. Helene stand in der Tür. Ihre Brust und ohne Auf.

„Du betriffst mich, du Schuft!“

Bruno stand starr. Seine Frau zu betriffen, fiel ihm nicht einmal im Schlaf ein. Helene aber stand wie eine Furie und schwenkte einen Brief.

„Da — lies selbst — der Brief ist heute gekommen.“

Und Bruno las:

„Vertier Herr! Nach langem Nachdenken habe ich mich doch noch entschlossen, Ihnen meine Meinung zu sagen. Als ich auf Ihr Heiratsinserat antwortete, schrieb Sie mir einen scheinheiligen Brief, das man meinen konnte, es mit einem anhänglichen Menschen zu tun zu haben. Und dann kamen Sie nicht einmal zum verabredeten Stellbildchen! Ich bin schon eine ältere Frau und keine dumme Gans. Ich habe mich in der Morgenzeitung eine volle Stunde lang im Kaffeehaus umhören lassen, das ist eine Gemeinheit! Dies mußte Ihnen sagen die Dame aus der Morgenzeitung.“

### Señora, wozu brauchst man die Badewanne?

Kleine Lektion über die Kostbarkeit „Wasser“ — Sommerbrief aus Spanien von Elma Mahlau (Madrid)

Für den Mitteleuropäer ist es eine Selbstverständlichkeit, daß aus den Leitungsröhren zu jeder Tages- und Nachtzeit Wasser fließt. Wasser ist ihm so selbstverständlich wie die Luft, die er atmet, und die auch nicht rationeller ist. Hierzulande dagegen rationiert die Natur selbst den Verbrauch des Wassers, je nach den wasserreichen und klimatisch ausgeglicheneren Nordprovinzen ab. In den mittleren und südlichen Gegenden Spaniens regnet es Monate hindurch überhaupt nicht. Viele Flüsse monden in der glühenden Sommerhitze aus, große Gebiete können nur als dürftige Viehweiden verwendet werden, und behaute Flächen müssen zum Teil künstlich bewässert werden, um Frucht zu tragen. Wasserrot auf dem Lande ist ein jährlich wiederkehrendes Problem, das immer wieder gelöst werden muß. Man hat daher in Spanien Erforschung vor dem Wasser und wech als Gabe des Himmel zu schätzen. In vielen Provinzen des Südens und Westens wird sogar noch nach dem uralten System bewässert. In Valencia Wasserertrags. Beherrschend aus freien Bauern. Vor einem Jahrhundert die sich an die Berechnungen zum Nachteil des Bauern nicht halten, die also die feigsten Stunden zur künstlichen Bewässerung der eigenen Fluren überschritten haben.

Das sich die sommerliche Verknappung an Wasser auch in den Städten und Ortschaften fühlbar macht, ist begreiflich. Man muß sich mit dieser Tatsache vor allem dann abfinden,

wenn man die höher gelegenen Stockwerke der Madrider Häuser bewohnt. Vorzüglich fällt man in den Morgenstunden Wannen und Gefäße, denn am Nachmittag wird man den Kröpfeln entlocken können. In der Hauptstadt — wo übrigens Brunnen hoch in Ehren stehen — kommen zwar theoretisch 200 Liter Wasser täglich auf den Einwohner, davon entfällt aber praktisch die Hälfte auf die Bewässerung der öffentlichen Parks und Anlagen. In Bezug auf den Wasserverbrauch steht Madrid verglichen mit den anderen Großstädten der Welt an 19. Stelle, Chicago mit einer Literzahl von 1018 pro Kopf und Tag an erster.

Der Spanier hat als leidenschaftlicher Wassertrinker eine sehr sinnreiche Einrichtung geschaffen, um jederzeit über kühles Trinkwasser verfügen zu können, denn das Leitungswasser ist nicht in allen Städten sehr schmackhaft. Das ist also ein gebührender Kontrast. Das ist ein kleiner enger Hals zum Einfüllen des Wassers und einem aus der Seite hervorstehenden Wasserhahn. Der „botijo“ wird mit beiden Händen hochgehoben und man läßt den dünnen Wasserstrahl ohne das Rundstück zu berühren in einem weiten Becherglas fallen, das aber den Vorteil, daß es sauber und hygienisch ist. Den „botijo“ findet man überall, sei es im Haus, in den Trinkstuben der Straßen, in Werkstätten oder Schreibstuben. Auf den spanischen Bahnsteigen wird dieser Kontrast den dürstigen Reisenden für wenige Centimos angeboten. Er gehört zum Gedächtnis der Fahrgäste

der 3. Klasse. Arbeiter, Handwerker, Bauern stellen ihren „botijo“ neben ihre Klage, um jeweils die brennende Heile aus „Eigengut“ fassen zu können. In den Städten und Ortschaften des Südens muß trinkbares Wasser mitunter von weitem mit Gelsfarren herbeigeschafft werden, und der Ruf des Wasserverkäufers „agua fresca“ ist aus dem spanischen Sommer nicht wegzudenken.

Die Benutzung von warmen Wädern ist hierzulande, vor allem in wasserarmen Gegenden, wo man an den hemmungslosen Verbrauch von Wasser und an die neuzeitliche Einrichtung keine Selbstverständlichkeit. Aber man besitzt genügend Humor, um hierüber mit einem vernünftigen Schmunzeln hinwegzugehen. Erst vor kurzem hat eine fahrende Madrider Abendzeitung ein neuartiges Dienstmädchen vom Lande mit dem Stifte festgehalten, die beim ersten Anblick einer Badewanne ihrem Erläutern Ausdruck verleihen: „Ach, du liebe Zeit, was soll denn das vorstellen? In was dieses lange Ding wohl dienen mag?“ Dabei erinnere ich mich an Erlebnis ähnlicher Art. Sichtlich benutzte ich Carmenita auf meinen Vorstoß hin ein warmes Wannenbad zu nehmen: „Senora, sind Sie auch sicher, daß es mir nicht schaden wird?“ Oder die kleine Enriqueeta, die einmal als Kind mit einer Ferienkolonie nach Valencia geschickt wurde, wo sie im Meer gebadet hat. Angenehm überrascht erklärte sie mir nach ihrem ersten Wannenbad: „Das war einfach herrlich und ich bin auch kein bißchen erkältet.“ Warmes Wasser war für sie eine Senation.

### Der Engel auf der Truhe

Alle Rechte bei C. L. Duncker Verlag, Berlin

ROMAN VON CHARLOTTE KAUFMANN

(15. Fortsetzung)

Da standen zwei Gendarmen in Uniform. An der roten Mauer neben der Haustür lebten die beiden Brüder Sabiecki. Antosch hatte eine Zigarette im Mund. Aus allen Fenstern im Umkreis blickten Augen herüber.

„Was wollen Sie?“ fragte Antosch noch einmal. „Hier bin ich.“ Sie sah fast gehetzt aus. Ihr Herz hämmerte unregelmäßig. Bei Gott, sie hatte nicht gewußt, daß schon die Polizei im Hause war.

„Ja, Frau Sabiecki!“ — der eine Beamte hob die Hände zum Gürtel. — „Sie werden wohl wissen, weshalb wir hier sind. Es ist die Sache mit Ihrem Nachbarn Woch. Die Dinge sind natürlich etwas weir. Bei den heutigen Zeiten vor allen Dingen. In dem Boot, das das Tier nach Genowwe brachte, waren drei Männer, wie die Zeugen ausgaben. Das Boot war unzureichend besetzt. Das „Hei“ war unzureichend zu erkennen. Nur über die Nummer hatten die Kerle einen Mantel gehängt. Nun sagen Sie schon: es war doch das Boot, das Ihrem Schwager gehört, nicht wahr?“

Antosch, die Zigarette im Mundwinkel, starrte Antosch an, als wüßte er sie hypnotisieren. Und sie, seinen Blick fühlend, drehte auch langsam den Kopf nach ihm um.

„Ja“, sagte sie zu gelassen, als hätte es in den vergangenen zwei Tagen keinerlei Aufregung für sie gegeben, „ja, es war Sabieckis Boot.“

„Na so. Der Gendarm lächelte fast gutmütig und gab seinem Kameraden einen Wink. Die beiden Herren Sabiecki sind also die Diebe.“

Er wandte sich an Antosch. „Wer war denn der Dritte im Boot? Können Sie mir nichts mehr. Sie hätten sich, wie Sie sehen, eine ganze Stunde Arbeit damit sparen können.“

Antosch schien jetzt alles ganz gleichgültig zu sein. Er grünte boshaft. „Arbeit? Die Stunde Arbeit haben ja Sie gehabt. Für mich war sie ein Vergnügen.“

„Der Dritte im Boot, los, reden Sie schon! Oder Sie!“ Der Gendarm rief sein Kinn gegen Antosch's Bruder vor.

„Fragen Sie doch die Frau! Die blonde Hexe! Dieses Weibchen!“ Der fahrigere Sabiecki hob drohend seine Faust gegen Antosch. „Wir werden es dir schon heimzahlen, wenn wir zurückkommen, warte nur!“

Wendel im Stall veränderte seine Stellung ein bißchen. Das unangenehme von allen Geschehnissen an diesem Tag war, daß er nun noch eine Verhaftung mitanzusehen mußte. Wäre er doch in Danzig geblieben! Welcher Teufel hatte ihm den Rat gegeben, nach Heilbrunn zu fahren?

Seine Bewegung war das Ungeschickteste, was er machen konnte. Als Soldat hätte er das auch wissen müssen. Sein Schatten, dieser undeutliche dunkle Fleck auf dem Boden, rührte sich...

„Da ist ja noch jemand im Stall!“ rief auch schon der Gendarm erkannt. „He, wer ist dort? Kommen Sie heraus! Frau Sabiecki, wer ist im Stall?“

Sie überlegte gar nicht. Vielleicht der dritte Mann aus Sabieckis Boot, gab sie zur Antwort. Danach fing sie an zu lachen.

Das Mädchen Lucie suchte in bemerkenswerter Geschäftigkeit die Spitzen an Melanies Kleid zurecht. „Es ist wunderbar!“ sagte sie dabei ein über das andere Mal.

Melanie stand schamlos und geräuschlos vor dem Ankleidepiegel in ihrem Zimmer. Das braune Haar war zu Locken gedreht, die die

Stirn freilassen, aber die Ohren halb bedeckten. Sie trug Schuhe aus weißer Kassele und einen langen, weichen, weichen Mantel. Um ihren Hals lagen mattglänzende Perlen, zu einer Kette gefaßt, das Hochzeitsgeschenk ihres Vaters.

„Wunderbar!“ wiederholte das Mädchen Lucie. Sie hatte ihre dauererweilten Haare, die für gewöhnlich kraus wie Kegerhaar in einem Kopf abstanden, zur Feier des Tages in ein Häubchen gewickelt. Ihre fällige Gestalt war von einem schwarzen Kleid umschlossen, das eine kleine, sierreiche Schürze schmückte. „Wunderbar!“

Melanie lächelte ihr Spiegelbild an. Aber plötzlich warf sie ihre weichen, langen Handtücher von sich und legte sich, ungeachtet all der Krühen und Spitzen an dem teuren Kleid, zornig auf ihren blauen Damastsofa. „Wo bleibt er nur?“ rief sie verzweifelt. „Sagen Sie, Lucie, wo bleibt er nur?“

„Ja“, seufzte Lucie, „der gnädige Herr — ich kann mir auch nicht denken, wo er bleibt.“

„Gestern abend wollte er noch kommen und mir erzählen, wohin er so plötzlich hat fahren müssen. Was soll ich mit meinem Blatt Papier? Alle Leute warten.“

„Ja, auch die Krühen sind schon lange da“, sagte Lucie betrübt und schob die Vorhänge auf, so daß sie besser auf den Partweg hinuntersehen konnte, wo sich die Wagen und Pferde hintereinander reihen. „Es war so schwierig, sie alle aufzutreiben!“

„Es ist zum Verdrückwerden!“ Melanie sprang heftig auf und stellte sich hinter Lucie. „Herrlich, die Pferde! Herrlich, die Wagen!“ schäumte Lucie. „Wie schön, als wenn es Autos gewesen wären.“

Melanie lächelte für einen Augenblick. Neben ihrem Friseur lag das Sammet mit den beiden Eheringen, die sie, Melanie, hatte besorgen müssen. Ein altes Armband gab sie dafür. Wendel hatte sich um gar nichts ge-

kümmert. Um rein gar nichts, und das war, nach dem alten Melanies' Ansicht, schon etwas rechtlich modern. Aber daß er nun nicht einmal rechtzeitig zu den Formalitäten erschienen, die bei einer Heirat nur einmal unumgänglich waren, das ging doch zu weit. Natürlich, wenn die Männer Soldaten geworden sind, man verliert sie das Interesse an einer ganzen Wagenladung von Dingen, die ihnen früher wohlgefallen hatten. Aber das ging doch zu weit. Entschieden zu weit.

Melanie stampfte mit ihren weichen Klaffschuhen auf den Boden. „Ist denn Frau Röll immer noch nicht zurück?“ rief sie ungeduldig.

Lucie rüttelte die Vorhänge wieder an ihren Platz. „Doch“, sagte sie zaghaft. „Sie muß schon zurück sein. Ich sah sie schon vor einer Weile ins Haus gehen.“

„Und das sagen Sie mir nicht?“ Melanie raffte ihre Schleppe und hüpfte auf den Gang hinaus, der überladen voll hand von Blumen. In der Diele und auf dem Vorplatz hingen alle Ständer und Schränke voll von den Manteln der Gäste. Aus dem Herrensitz, aus dem Wohnsitz, aus jeder Tür drangen Stimmen. Das Haus war erfüllt von Leuten, die warteten.

Melanie raste, ohne anzuklopfen, in das Fremdenzimmer hinein, das Frau Röll aus Bremen mit ihrem Jüngling bewohnte. „Frau Röll!“ rief sie. „Frau Röll, Sie sind schon wieder zurück? Warum kommen Sie nicht nach vorn zu mir? Was ist nun los?“

Frau Röll sah fast so aus, als trüge sie an Wendels Fortbleiben die Schuld. Ihr Gesicht war ausgeproben und unglücklich. „Ich habe mich nicht vorgetraut, gekandt sie. „Ich habe im Hotel auch nichts anderes erfahren, als was man schon Ihrem Vater am Telefon sagte. Herr Jurgelcit ist gestern früh aus dem Hause gegangen, nachdem er vorher mit der Bahnhofskassiererin wegen irgendeines Zuges telephoniert, und seitdem nicht zurückgekommen.“

„Er war also gestern nacht nicht im Hotel?“

„Nein. Er ist gestern morgen fort.“

„Und wohin ist er gefahren?“

„Das hat er im Hotel nicht hinterlassen.“

„Haben Sie den Portier eindringlich befragt? Kann er sich nicht erinnern, an ein Wort? Hat er nicht gehört, nach welchem Zug Herr Jurgelcit sich erkundigte?“

Frau Röll schüttelte betrübt den Kopf. „Man weiß nichts. Man war zu mir so entgegengeronnen wie am Telefon zu Ihrem Vater, aber, aber man weiß selber nichts.“

Melanie ließ sich aufs Bett fallen. „Es ist mir unverständlich. Wohin mußte er nur so plötzlich? Ich habe ihn doch genau gefaßt, daß heute morgen die Gäste kommen, daß wir heute auf dem Standesamt angemeldet sind — ganz genau habe ich ihm alles am Sonntag erklärt, vorgelesen, — es muß ihm etwas augenstehen sein.“

„Das glaube ich nicht“, sagte Frau Röll tröstend. „Das glaube ich nicht. Er wird ganz einfach irgendwo zurückgeblieben worden sein. Vielleicht hat er den Zug vermissen, der ihn gestern zurückbringen sollte. Vielleicht kommt er schon in zehn Minuten.“ Der Säugling schlief in seinem Gängelkorb, sanft und süß. Die überladene Hella, im Sonntagsstaat, mit einem Luftkissen im Saar, hockte auf der Couch und ludigte an ihrem großen Daumen. Ihre Kindertouren waren groß aufgeflogen. Sie hörte aufmerksam zu.

„In zehn Minuten! O Gott, Frau Röll, ich kann aber auch keine zehn Minuten mehr warten!“ rief Melanie.

Frau Röll lächelte ein bißchen. Sie hatte öfter schon erfahren, was der Mensch alles ertragen und wie lange er warten kann, wenn es sein muß. Das Mädchen da vor ihr war ja noch so jung. Das Leben hatte noch gar nicht richtig für sie angefangen.

„Nun, vielleicht kommt er schon in fünf Minuten“, sagte sie freundlich. (Fort. folgt)





